

POLITIK UND SCHICKSAL*

VON LADISLAUS BÁRDOSY

»Mein Schicksal hält Gott in Händen. Sicher ist mein Weg, weil der mich führt, unfehlbar ist.«

Georg Martinuzzi

Politik ist die Benützung nationaler Gegebenheiten im Dienst eines festgesetzten Zieles. Unter Gegebenheiten ist jene Lage zu verstehen, die die Nation im Schnittpunkt der von auswärts einwirkenden Kräfte einnimmt, ferner der innere Kraftbestand der Nation, und jene Mittel, die innerhalb dieser zur Verfügung stehen.

Jede Handlung, die - gestützt auf diese Gegebenheiten — berufen ist, den Interessen der nationalen Gemeinschaft zu dienen, weihet ein wissenschaftlich erstrebtes Ziel zur »Politik« im wahrsten Sinne des Wortes.

Ohne Zielsetzungen ist das Leben der Gemeinschaft vegetativ, kärglich-kümmertlich; es ist nichts anderes, als das Nacheinander der Wandlungen und Wechsel auf der Ebene des physikalischen Geschehens.

Es ist keine Politik, sondern Abenteuerum oder Schlafwanderei, wenn zwischen dem Ziel und den realen Gegebenheiten von vornherein der Einklang fehlt, und es keine Anzeichen dafür gibt, daß jemand die nötige Harmonie herzustellen bestrebt ist.

Das Ziel ist seinem Wesen nach ein geistiges; die Gegebenheiten sind handgreifliche Wirklichkeit. Indessen erscheint auch diese handgreifliche Wirklichkeit im Spiegel der Vorstellung oder der Beurteilung einer Geistigkeit.

Der verantwortliche Führer steckt nicht nur das Ziel; er muß auch die tätige Mitwirkung der Gemeinschaft zur Erreichung dieses Zieles sichern. Aber es kommt auf seinen Scharfsinn und sein Urteilsvermögen an, ob er wohl die Lage der Gemeinschaft, den inneren Kraftbestand, die Brauchbarkeit der zur Verfügung stehenden Mittel richtig erwägt, und schließlich, ob es ihm gelingt, dies alles mit dem gesteckten Ziel in Einklang zu bringen.

Georg Martinuzzi schreibt in einem seiner Briefe, daß es bei jedem Krieg vor allem auf den Späherdienst ankomme. Dem Wesen nach gilt dies auch für die Politik: auf das Wissen um die Lage und die von außen einwirkenden Kräfte in gleichem Maße, wie auf die Inanbetrachtung der inneren Kräfte.

* Vorliegende Studie des kgl. ung. Ministerpräsidentenaz. D. schließt sich als »Epilog« seinem im Verlag der Kgl. Ung. Universitätsbuchdruckerei in ungarischer Sprache erschienenen Werk »Magyar politika a mohácsi vész után« (»Ungarische Politik nach der Schlacht bei Mohács«) an, das auch in unserer Zeitschrift (Maiheft 1944) besprochen wurde.

Betrachten wir nun die äußeren Umstände, die die Lage Ungarns nach der Niederlage bei Mohács bestimmten.

Abgesehen von den kleineren Gestirnen des zwischenstaatlichen Lebens waren es zwei Mächte, die der Gestaltung der Lage die Richtung wiesen: das deutsch-römische Kaisertum und das osmanische Reich.

Der deutsch-römische Kaiser hatte Ungarn beim Ausbau seines Machtsystems keine Rolle zugezählt. Nicht einmal im Schutz der Randgebiete seines Machtbereichs. In seinen Augen blieb das Schicksal dieser Gebiete selbst dann noch gleichgültig, als bereits mächtige Osmanenscharen darüber gegen Westen vordrangen.

Seit 1526 betrachtete der Sultan Ungarn als sein Eigen, doch lag es von den Wurzeln der osmanischen Kräfte viel zu weit entfernt. Burgen beschützten es, und die Belagerung und Erstürmung dieser lag den auf einen offenen und beweglichen Kampf eingeübten osmanischen Truppen fern. Sich zwischen die Burgen hineinzuwagen, schien ein gefahrvolles Wagnis zu sein.

Die Interessen der beiden Mächte führten in Ungarn notwendigerweise zu keinem Zusammenstoß.

Zwischen ihnen bestand von jeher jener verborgene Gegensatz, der das Verhältnis benachbarter und sich ausdehnender Staaten im allgemeinen kennzeichnet, ohne daß es zur Kreuzung lebenswichtiger Interessen gekommen wäre, da sich die entspannenden Kräfte nicht in dieser Richtung, besser gesagt nicht vornehmlich in dieser Richtung einen Weg suchten.

Es hatte den Anschein, als hätte das Schicksal Ungarn dazu bestimmt, zwischen diesen Kräften, die bestrebt waren, sich im Gleichgewicht zu halten — auszugleichen, zu trennen oder wenigstens abzugrenzen.

Beide Mächte in gleichem Maße fern zu halten, die Schärfe der Gegensätze zu mildern — das wäre die natürliche Aufgabe des Donaubeckens und des in ihm lebenden Volkes gewesen.

In den Stromkreis der ruhenden Gegensätze der beiden Mächte fiel einem zündenden Funken gleich der Anspruch des Herren der österreichischen Erblande auf die ungarische Krone. Und die französische Staatskunst war es, die diesen Funken anfangs zum Feuer anfachte.

Hinter den Ansprüchen Ferdinands — die von der ungarischen Heiligen Krone sanktioniert wurden — lag eigentlich keine wirkliche Macht. Der Herr der Erblande stützte sich nicht auf seine eigenen, ziemlich beschränkten Kräfte, sondern war von Zeit zu Zeit bemüht, die des deutsch-römischen Reiches in Bewegung zu setzen, was in den meisten Fällen erfolglos blieb.

Dennoch ist die Auswirkung seiner Bestrebungen auf das Leben der Nation von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Wirkungsgrad der politischen Kräfte nimmt mit der Entfernung ab. Die Wirkung der in der Nähe ständig wirksamen, wenn auch geringerer Kräfte, ist stets tiefer und beständiger, vor allem, wenn auch innerhalb des Landes Hilfeleistung zu erwarten ist, als der Einfluß ferner Mächte.

Daher läßt sich mit nüchternem Sinn von fernen Mächten nicht viel erwarten.

In den Augen der Männer aber, in deren Händen die Führung in jener Zeit lag, zeichnete sich alles zweifelsohne anders.

Sprechen wir von ihrer Politik, nicht aber vom Spiel der Kräfte, dann können wir das, was bei der Bewertung der Kräfteverhältnisse nachträglich erschlossen werden kann, nicht als Grundlage voraussetzen, vielmehr müssen wir trotz der mangelhaften Mittel der Orientierung davon ausgehen, wie sich die Lage des Ungartums im Verhältnis zu den ringsum tätigen Kräften gestaltete.

Der klare Blick des Ungartums wurde vor allem dadurch getrübt, daß es die Erblande Österreichs dem ganzen deutschen Reich gleichstellte. In dem stets unternehmungslustigen Herren der Erblande sah es immer und nur den Bruder des allmächtigen deutsch-römischen Kaisers.

Der Titel des »römischen Königs« erschien ihm als trügerisches Versprechen, daß Ferdinand zum Schutz der ungarischen Nation die ganze Kraft des Reiches einsetzen kann, und hinter dieser Verheißung verschwamm der ferne Kaiser mit seinem gleichgültigen Antlitz.

Nichts zehrte so sehr an den Kräften der Nation, wie dieser Wahn, und die unklugen Hoffnungen, die daraus erwachsen. »Weh jener Sache und Regierung, die in Zeiten großer Not außerhalb der eigenen Kräfte und Lebenskreise Hilfe und Zuflucht sucht«, — schreibt Graf Emmerich Mikó in einer Studie über jene Zeit.

Wie groß der ständig nötige Kraftaufwand zum Zusammenhalten der zerfallenden Teile des Reiches war, wieviel Tatkraft und Geld dabei aufgebraucht wurden, und daß dadurch auch die Allmacht des Kaisers beschränkt war, — dessen wurden sich die Ungarn erst viel später — zu spät — bewußt. Einige, denen nur die eigenen Interessen richtunggebend waren, wollten dies auch später nicht zur Kenntnis nehmen.

Auch die Kräfte der anderen Macht betrachtete das Ungartum von einem schiefen Winkel aus.

In der fernen Vorahnung dessen, was sich nach hundertsechzig Jahren in der Tat ereignete, erachtete ein großer Teil des Ungartums die Raumbewinnung der Osmanen für einen provisorischen, vorübergehenden Zustand. Noch lebte die Nation viel zu sehr in der Vergangenheit — in den Erinnerungen an die ruhmreiche Vergangenheit — als daß sie den Wirklichkeitswert der Geschehnisse nach 1526 hätte ermessen können. Daher drängte sie zur sofortigen, zur endgültigen Abrechnung, daher lebte sie in dem Wahn, hoffte auf Erfolg, dem Herrn eines verzauberten Schlosses gleich, der meint, wenn der Zauber erst zu Ende sei, werde wieder alles, wie ehemals. Noch wußte die Nation nicht, daß eine neue Morgendämmerung neue Nöte und neue Schwierigkeiten mit sich bringt.

Untersuchen wir die Empfindungen, die die Entschlüsse mit Fleisch und Blut sättigen, so stand der überwiegend größere Teil des Ungartums beiden Nachbarn gleich fremd gegenüber.

Die geistigen und religiösen Beziehungen aber weisen entschieden nach dem Westen hin, freilich nicht ohne viel Mißtrauen und Argwohn.

Allerdings brachte es später die Folge der Geschehnisse mit sich, daß die infolge der westlichen Beziehungen erlittenen Heimsuchungen die Bestrebungen des Ungartums nur noch steigerten, sich um Zuflucht an

jenen zu wenden, dessen kraftlose Versuche eigentlich alle Quellen des Leides eröffnet hatten.

Die in ihrer Einheit gestörte Nation glich einem gesprungenen Amboß im Kreuzfeuer von zwei verschiedenen Kräften, auf den einmal der eine, dann wieder der andere Hammer niederschlägt. Und ihr Geschick riß sie der geringeren Kraft zu.

Was Georg Martinuzzi sagte, schrieb und tat, läßt darauf schließen, daß er — aber vielleicht nur er — in dieser Sache klar sah und alles verstand.

Er sagte es dem Erzbischof von Lund nicht nur einmal. Er schrieb es Ferdinand und den Leuten des römischen Königs zu wiederholten Malen, daß vor allem der Fortbestand der Nation gesichert werden müsse.

Dies war das erste Ziel, das er sich setzte.

Durch unsichere Versuche darf das Sein der Nation nicht aufs Spiel gesetzt werden, denn wie immer sich später die Lage gestalten mag, gehen Werte verloren, und das Leben, das wir heute verderben, kann morgen nicht wieder gut gemacht werden.

Der Mönch sah, daß das Land zum Kriegsschauplatz wurde, und »Niemandes-Land« ist, auf dessen Boden kein nationales Leben gedeihen wird, solange die bewaffneten Kräfte der beiden Großmächte nicht fern gehalten werden können.

Jede politische Weisheit beginnt mit der richtigen Erkenntnis der Lage. In Wirklichkeit ist dies vielleicht gar nichts anderes, als die geeignete Anpassung der Interessen aller an die Gesetze, die der bestehenden Lage innewohnen.

Der Mönch Georg war sich dessen bewußt, daß sich die Nation darum nicht wieder aufrichten kann, weil zwei Gegner Anspruch auf ihr Land erheben, und keiner Herr über den anderen werden kann. Der eine erteilt ihr darum Schlag auf Schlag, weil der andere seine schwache Hand daran legt.

Das Geheimnis des Ausweges bestand darin : keinen Anlaß dazu zu geben, daß zwei Gegner, die gegenseitig ihren Schatten nachjagen, den Körper des Landes zerschneiden. Einer jeden Gelegenheit vorzubeugen, die durch die beiden anderen ausgenützt werden könnte. Den einen durch die Heraufbeschwörung der Macht des anderen fernzuhalten.

»In uns Ungarn lebt auch heute noch die seit Urzeiten tief eingewurzelte Eigenheit — schreibt Georg Martinuzzi —, daß wir niemandes Gewalt über uns anzuerkennen gewillt sind, und lieber zugrundegehen. Wollen wir aber unversehrt fortbestehen, so müssen wir diese Eigenschaft aus uns unbedingt ausmerzen.«

Wollte die Nation leben, so mußte sie die Möglichkeit, ihr Schicksal selbst zu lenken, durch Opfer erkaufen. Sie mußte einen Ausgleich finden, um sich nicht ganz unterwerfen zu müssen, da damit alles verloren ging.

Jede Nation kann die Voraussetzungen ihres Daseins nur in sich selbst finden. Ihren Fortbestand unter dem Schutz anderer kann sie nicht besser sichern, als allein, wenn auch auf Kosten von Opfern.

Wer jeglichen Schutz von anderen erwartet, verzichtet von vornherein auf die Möglichkeit, auf seine eigene Art und in seinen eigenen Interessen leben und handeln zu können.

»Da ich die Gefahren überlegte, die dem Land drohen, — schrieb Georg Martinuzzi — und da ich sah, wie sich das Unheil von Tag zu Tag in stets größerem Ausmaß verbreitet, und wie es in das lebendige Fleisch und Blut der Nation eindringt, so daß nur mehr die Gnade Gottes dieses Land erhalten könnte, — war es mir nur mehr daran gelegen, Mittel und Wege zu finden, mit denen sich das Unheil vor unseren Türen abwenden ließe . . . In Anbetracht dessen, daß unsere Kräfte ganz aufgerieben sind, und wir auf keine Hilfe rechnen können, bot sich nur eine Möglichkeit, die uns für kurze Zeit Sicherheit zu bieten schien, — wenn wir Gesandte mit Geld zum Sultan schickten, um Frieden und Freiheit bittend, wogegen wir uns verpflichten, ihm jährlichen Tribut zu zahlen.«

Es wäre falsch zu glauben, daß Georg Martinuzzi so handelte, was man im allgemeinen als »Schaukelpolitik« bezeichnet.

Der Grundgedanke seiner Politik war eben das Fernhalten der sich gegenüberstehenden Parteien vom Lande, nicht aber, dem Wechsel der Kraftverhältnisse entsprechend, einmal der einen, dann wieder der anderen Einfluß im Leben des Landes zu sichern.

Nur die Toren täuschen sich mit der kurzsichtigen »Weisheit«, daß da nichts anderes zu tun sei, als sich immer an die Seite des Stärkeren zu stellen.

Als ob es sich vorausbestimmen ließe, wer der Stärkere sein wird ! Und würden nicht zur Zeit des Schicksalswechsels das feige Hinüberschleichen in das Lager des anderen früher oder später jene Gefahr, der man entkommen wollte, in zweifacher Art heraufbeschwören ?

In der Politik fehlen jene allgemeingültigen Methoden, die man wo und wann immer anwenden könnte. Die Aufgaben, die zu lösen sind, lassen sich nicht alle über einen Leisten schlagen.

Das Leben schafft immer andere Lagen. Gerade darin besteht die Kunst, in jeder Lage die geeigneten Mittel und Wege zu finden, die über die Nöte hinweghelfen.

Bei der Untersuchung der Politik jener Zeit kann schon darum nicht von »Schaukelpolitik« die Rede sein, weil doch auch der römische König selbst sich stets um die Gunst des osmanischen Sultans bewarb.

Einmal griff er zu den Waffen, um sich des Landes zu bemächtigen, dann wieder erschien er an der Pforte als Mitbewerber.

Da war es somit doppelt schwer, zwischen den gezückten Schwertern — das eine in der Hand Ferdinands, der sich das Land aneignen wollte, das andere in des Osmanen Hand, zur Sicherung der Macht — hindurchzukommen. Hastige Gier auf der einen, mißtrauischer Argwohn auf der anderen Seite.

Welche Spannkraft gehörte dazu, mit einem jeden in seiner Sprache reden zu können, stets der Gestaltung der Lage gemäß !

Eine übermäßige Aufgabe, vor allem dann, wenn sie einer ganz allein auf sich nimmt, ohne daß die Nation in ihrer Einheit hinter ihm steht.

Auch Martinuzzi wurde sich nur gar zu bald bewußt, daß ohne diese jede Mühe vergeblich ist.

Vertraut eine Nation nicht sich selbst und auf die Stärke ihrer Einheit, so vertraut ihr niemand.

Nicht nur der Mönch Georg, es wußte auch jeder gutgesinnte Ungar, daß sich die Nation wieder in ihrer Einheit aufrichten müsse. Nur dann kann die innere Ordnung wiederhergestellt werden, kann die Nation wieder zu Kräften kommen, und nur auf diesem Wege kann die Interessengemeinschaft zwischen den schwergeprüften Leibeigenen und den Herren, die untereinander ständig in Zank und Streit lagen, zustande kommen.

Der Mönch versuchte das Unmögliche.

Doch sollte es ihm nicht gegeben sein, an der Lage ändern zu können. Auf dem Boden des aufgeteilten Landes, in dem zwei Könige herrschten, wollte er wenigstens die nationalpolitische und geistige Einheit des Landes im Großen und Ganzen wiederherstellen.

So erfuhr das ursprüngliche Ziel, die bestmögliche Erhaltung des Landes, durch diese zweite Zielsetzung seine Erfüllung und einen ideellen Sinn.

Das war es, was verwirklicht werden sollte.

Wäre der Versuch gelungen, hätte sich die Nation im Geist des Abkommens von Várad auf sich selbst besonnen, wäre es zu einer Wiederverknüpfung der Leitseile in einer starken Hand gekommen, — so hätte die Nation später mit dem Gewicht ihrer Einheit und Autorität entweder auf der einen oder anderen Seite auftreten können, nicht nur um ihre Interessen zu wahren, sondern um ihren Interessen wirklich Geltung zu verschaffen.

Aber es sollte anders kommen. Die Einheit der Nation blieb ein Traum : das Land zerfiel in drei Teile.

Die beiden Zielsetzungen schienen plötzlich in unerreichbare Fernen entrückt : die Aufrechterhaltung des aufgeteilten Landes ebenso, wie die Wiederherstellung der nationalen Einheit.

Und dennoch gab Martinuzzi den Kampf nicht auf.

Allein, mit einer seelisch gespaltenen Nation, mit einem aufgeteilten Land.

Darum ist sein Kampf so heroisch, so dämonisch, und so hoffnungslos, weil er aus eigener Kraft all das ersetzen wollte, worin die Nation versagte.

Ein geschichtlicher Versuch : wessen ist eine Persönlichkeit fähig, deren Kraftanstrengung eine Generation abgestumpft, gefühl- und verständnislos gegenübersteht ; die Argwohn, Mißtrauen und Haß umgeben ; deren Seele aber völlig im Dienst der heiligen Sache aufgeht, so daß sie Mittel und Wege nicht mehr erwägen kann.

Die Nation war unfähig, ihre Einheit wiederherzustellen.

Der Mönch versuchte es mit der Hilfe Ferdinands ; versuchte es mit der osmanischen Pforte ; dann wiederum war es der römische König, auf den er seine Hoffnung setzte.

Ein Segelschiff, das gegen den Wind segelt, zieht eine derart zick-zackige Linie auf dem Wasserspiegel, doch strebt es unentwegt dem Ziel zu.

Die Harmonie des Zieles, der Mittel und der Lage erfuhr eine Störung. Es war nicht mehr wichtig, auf welchem Weg das Ziel erreicht werden könnte. Es galt die Nation wieder mit einem Reifen zu umfassen, um wenigstens die Einheit des Landes jenseits der Theiß bewahren und erhalten zu können, um den Kampf von neuem aufzunehmen — wenn es wieder sein muß !

Ein verzweifelttes Beginnen! Der Mönch wollte die Einheit der ungarischen Nation durch Mittel wiederherstellen, deren Anwendung selbst die noch bestehende Einheit zersetzte. Er führte eine innere Unsicherheit herbei, indem er die Schleusen einander gegensätzlicher Bestrebungen eröffnete.

Das Ziel war der größten Kraftanstrengungen wert. Aber die Persönlichkeit, so riesengroß sie auch war, — mußte bei diesem Versuch naturgemäß erliegen.

Gerade weil er so viel versuchte, verlor er seine Glaubwürdigkeit, und eignete sich nicht mehr dazu, sich selbst und jener Sache gegenüber Vertrauen zu erwecken, die er durchsetzen wollte.

Non omnia possumus omnes.

Die Augenblicksmenschen in der Umwelt des Riesen verstanden ihn nicht. Vielleicht sahen sie selbst das Ziel nicht. Denn die Lebensformen, die die Politik für sie schafft, müssen ihren Maßen angepaßt werden.

Bis eine neue Generation kommt, um die entfallene Fahne wieder hochzuhalten.

OSZK
Országos Széchényi Könyvtár